DER LANGE MARSCH

TEXT: YANNICK GOTTHARDT
FOTOS: DANIEL GEBHART DE KOEKKOEK

Wald im Herbst 2011

... IN DEN IRRSINN

HOCH ÜBER DEM VALSERTAL, GANZ AM OBEREN ENDE DER TIROLER ALPEN, ERRICHTETEN DIE NATIONALSOZIALISTEN EIN BERGWERK. VIER JAHRE WOLLTEN SIE IN DIESER UNWIRTLICHEN REGION EINEN WICHTIGEN ROHSTOFF ABBAUEN. DOCH DER BERG WAR AM ENDE STÄRKER.

Wald im Herbst 2011

Die einzige Straße im Valsertal endet im Kuhdung an einer Viehschranke und würde es in diesem Tal Touristen geben, dann würden sie sich genau hier sammeln. Sternförmig würden von hier die Wanderwege wegführen, über das satte Grün der Bergwiesen, über die Hänge, die immer noch von Hand mit der Sense gemäht werden, über die mäandernden Bäche und durch die lichten Lerchenauen. Unwahrscheinlich wäre es nicht, dass es hier Touristen gibt, schließlich ist die Gegend an sich wunderschön, und schon im 18. Jahrhundert hat der Alpenverein hoch über dem Tal eine Hütte für Kletterer und Bergsteiger gebaut, genau wie nebenan im Zillertal. Aber irgendwie ging im Valsertal mit dem Tourismus etwas schief und darum gibt es am Ende der Straße, neben der Viehschranke, zwar eine sogenannte Touristenrast, aber keine Touristen.

Und nur diesen einen Weg.

Vom Parkplatz führt er über eine Wiese und beginnt langsam an einem Hang anzusteigen. Auch der Hang wirkt auf den ersten Blick nicht besonders spektakulär, aber irgendwann sieht man alle paar Meter schwarze Teerbrocken aus dem Boden lugen. Weiter geht es, hinein in einen Wald, und plötzlich ragen wie vergessene Altäre neun Betonstelen aus dem Moos. In eine von ihnen sind kyrillische Buchstaben gemeißelt: „Wir haben hier in den Jahren 42/43 gearbeitet."

Der Weg wird steiler, führt hinauf über eine Distelwiese zur Hohen Kirche, einem Bergrücken, der sich von Südosten her ins Tal schneidet. Es ist längst kein Wanderweg mehr, auf dem wir gehen, sondern ein Trampelpfad für das Vieh. Im knöcheltiefen Matsch folgen wir ihm noch, dann, über der Baumgrenze, verliert sich der Pfad ganz. Es wird steil, so steil, dass wir uns mit den Händen an den Grasbüscheln hinaufziehen, um an die Gratkante zu kommen, an der entlang wir noch einige hundert Meter balancieren müssen, weil es rechts und links Hunderte Meter nach unten geht. Und dann erst sehen wir, woran die Menschen damals in den Jahren 1942/43 gearbeitet haben: an mehreren mannshohen Betonklötzen, die hier, symmetrisch aufgereiht, hoch über dem bodenlosen Abgrund wie Gipfelkreuze stehen.

WIR BEFINDEN UNS AUF 2.500 METERN SEEHÖHE, mitten im vielleicht gigantischsten, mit Sicherheit aber wahnwitzigsten Bauprojekt, das jemals in den Ostalpen in Angriff genommen wurde. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde nämlich hier im Valsertal, weit weg von stark bewohnten Regionen, ein 18 Quadratkilometer großes Gebiet zur Industriezone gemacht. Eine Materialseilbahn ging von unten im Tal, dort, wo heute die Touristenrast steht, zuerst auf die Hohe Kirche und dann hoch über das Tal zum nächsten Gipfel, der Alpeiner Scharte. Dort planten die Nazis ein noch verrückteres Unternehmen, als es schon allein die Seilbahn war: ein Bergwerk. Inmitten von Gletschern, in einer extrem unwirtlichen Region, in der es selbst im Juli schneien kann. Und alles auf fast 3.000 Metern Seehöhe.

UM ZU FUSS VON DER HOHEN KIRCHE zur Alpeiner Scharte zu kommen, dauert es fast einen weiteren Tag. Man muss quasi einmal um die Hohe Kirche herum: wieder hinunter in Richtung Touristenrast, von dort ins Nebental und dann nochmals fünf bis sechs Stunden hoch bis zur Geraer Hütte. Der Wald wächst hier nur an den Seitenhängen. An der Talsohle und auch auf dem Weg nach oben gibt es nur noch Haselnussbüsche, die aus dem Gestein ragen. Die Grundlawine der Alpeiner Scharte bleibt hier bis zum Sommer liegen und macht aus dem wasserreichen Tal eine stets verwüstete Strauchlandschaft. Der Anstieg hinauf zum Bergwerk ist ein Anstieg im hochalpinen Gelände. Und er ist, allen landschaftlichen Reizen zum Trotz, beschwerlich.

Warum errichtet man hier, fernab jeglicher Zivilisation, fernab jeglicher Industrie, ein Bergwerk? Wegen Molybdän. Der seltene Rohstoff hat die angenehme Eigenschaft, dass er, als Legierung verwendet, Stahl reißfest macht. Die NS-Rüstungsindustrie war für die Panzer- und Flugzeugproduktion auf den Rohstoff angewiesen, gleichzeitig kam dieser im Deutschen Reich nur sehr selten vor. 1938 stellte das NS-Wirtschaftsministerium fest, dass jährlich 2.400 Tonnen Molybdän fehlten. Dann kam der Anschluss und damit wurde das Valsertal schlagartig interessant. Denn schon seit dem 18. Jahrhundert gab es Geschich-

LINKS / Von der Hohen Kirche überblicken wir das ganze Valsertal.

RECHTS OBEN / Felix bewirtschaftet die höchste Alm in der Region. Das Bergwerk? „Als das errichtet wurde, war ich selbst an der Front. Und als ich zurückkam, war es einfach da."

RECHTS UNTEN / Eine Hütte am Aufstieg zur Geraer Alm.

Wald im Herbst 2011

ten über das „glänzende Metall“, das ein Kartograf hier knapp unterhalb des Gletschers auf 2.800 Metern Seehöhe gefunden haben will. Aufgrund der extremen Höhenlage und der unwirtlichen Bedingungen hatte sich aber niemand ernsthaft darüber Gedanken gemacht, wie man das Metall hier abbauen könnte. Bis eben die Nazis kamen, für die es auch in Sachen Bergbau keine Grenzen der Vernunft gab.

ALLEIN SCHON DER WEG VOM TAL zur sogenannten Geraer Hütte muss damals enorm beschwerlich gewesen sein. Entlang des Weges sind auch heute noch jede Menge Trockenmauern aus Naturstein zu sehen, die damals zur Verkleidung der Anlage dienten. Auch sie mussten dorthin hochgetragen werden. Genauso wie ein kilometerlanges Starkstromkabel, das bis ganz zum Bergwerk geschleppt wurde. Von Lasttieren, vor allem aber von Menschen. Gespeist wurde das Kabel übrigens aus einem neu errichteten Wasserkraftwerk im Tal, das den Strom einzig und allein für das Bergwerk am Gletscherrand erzeugte.

Bis zu 350 Menschen waren damals konstant für den Bau von Seilbahn und Bergwerk und schließlich für den Bergbau abgestellt. Aus Unterlagen geht hervor, dass davon nur rund 50 deutsche Staatsbürger waren. Der große Rest: mehr oder weniger freiwillig angeworbene Arbeiter aus Italien, vor allem aber Zwangsarbeiter aus den von der Wehrmacht eroberten Gebieten Osteuropas. Die ersten Jahre waren die Arbeiter auf der Geraer Hütte untergebracht.

Als die Nationalsozialisten 1941 begannen, das Bergwerk zu errichten, glaubten sie, rasch auf ein gigantisches Molybdänvorkommen zu stoßen. Ein Innsbrucker Geologe hatte in einem Gutachten prognostiziert, dass in der Alpeiner Scharte bis zu 840 Tonnen Molybdän lagern würden. Ein Schatz, auf den die Rüstungsindustrie nicht verzichten wollte. Immer

OBEN / Das Material, das die Nazis verbaut hatten, wurde danach abgerissen und zum Beispiel für Weidezäune eingesetzt.

UNTEN / „Wir haben in den Jahren 42/43 hier gearbeitet.“ – Inschrift auf dem Anstieg zur Hohen Kirche.

RECHTS / Im Bergwerk finden sich nach wie vor zahlreiche Spuren.

weiter trieben die Zwangsarbeiter an der Alpeiner Scharte die Stollen in den Berg, Molybdän aber fanden sie zunächst nicht. Die Schätzungen wurden immer wieder nach unten korrigiert, bis sie bei angeblichen Vorkommen von gerade einmal 34,5 Tonnen ankamen. Und selbst diese paar Tonnen wollten sich den Arbeitern im Bergwerk einfach nicht zeigen.

600 HÖHENMETER SIND ES von der Geraer Hütte zum Stolleneingang, der Weg führt kilometerlang über Geröllhalden und Gletschermoränen. Selbst mit moderner Bergausrüstung brauchen wir heute für den Weg knapp zwei Stunden, für die Zwangsarbeiter des Dritten Reiches, die die Strecke täglich hin und retour zurücklegten, muss das eine unermessliche Tortur gewesen sein. Sie waren schlecht ausgerüstet, Zeitzeugen berichten, dass sie oft nur mit einfachen Holzschuhen unterwegs waren.

Die Arbeiter schafften so lange Kubikmeter große Blöcke aus dem Weg, bis der Pfad zum Stollen für Lastentiere begehbar war. Im Winter, der schon im Sommer hereinbrechen konnte, schaufelten sie den Schnee weg, um weiterarbeiten zu können. Erst später wurden neben dem Stolleneingang auf zirka 2.750 Metern Seehöhe provisorische Baracken aus Holz errichtet.

Der Stollen selbst ist heute noch zu sehen, er liegt unterhalb des letzten Gletscherausläufers, der Eingang ist nur durch einen Bretterverschlag abgesichert. Als wir eintreten, fällt uns sofort die Kälte auf. Es ist Ende Juli, als wir uns im Stollen umsehen, aber es hat nur mit viel gutem Willen Temperaturen über null Grad Celsius. Es fällt uns schwer, länger als 30 Minuten im Stollen zu bleiben, so kalt ist es. An der Decke haben sich Eiszapfen gebildet, im Stollen selbst ist das Eis stellenweise bis zu einem halben Meter hoch.

Knapp ein Jahr, nachdem die Nazis mit dem Seilbahn- und Bergwerksbau begonnen hatten, tauchten bereits erste Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Projekts auf. Nachdem weder Geologen noch Arbeiter Molybdän gefunden hatten, wollte das deutsche Wirtschaftsministerium das Projekt eigentlich einstellen. In einem Schreiben an die Wehrmacht wiesen die Buchhalter darauf hin, dass das Bergwerk im Valsertal eine „völlige Fehlinvestition“ sein könnte. Doch die Wehrmacht legte sich quer und ließ den Stollen weiter in den Berg treiben. Als zwei Jahre später immer noch kein Molybdän gefunden wurde, äußerte auch das Rüstungsministerium grobe Bedenken gegen diese hochalpine Geldverschwendung. Rüstungsminister Albert Speer wollte den Bau einstellen, aber auch er

STOLLEN UNTER DEM GLETSCHER / Selbst im Juli sind die Temperaturen um null Grad. Hier lebten und arbeiteten in der NS-Zeit bis zu 350 Menschen, vor allem Zwangsarbeiter aus Osteuropa.

Wald im Herbst 2011

AM BERG / Tag für Tag mussten die Zwangsarbeiter den zweistündigen Anmarsch zum Gletscher auf sich nehmen. Mit völlig ungeeigneter Ausrüstung.

setzte sich nicht durch. Das Bergwerk wurde weiterbetrieben, immer neue Zwangsarbeiter zur Alpeiner Scharte geschafft, für das letzte Kriegsjahr ist übrigens auch dokumentiert, dass Zwangsarbeiter aus Konzentrationslagern nach Tirol gebracht wurden.

Und dann kam der 11. November 1944: Was genau der Auslöser war und ob vielleicht die Sprengungen im Bergwerk daran schuld waren, weiß heute niemand mehr. Fest steht jedenfalls, dass an diesem Tag eine gewaltige Gesteinslawine von der Spitze der Alpeiner Scharte herunterkrachte – direkt auf den Stollen zu. 22 Menschen, größtenteils russische Zwangsarbeiter, starben bei dem Unglück und auch die in drei Jahren mühsam errichtete Anlage nahm schwere Schäden. Doch selbst nach diesem Unglück wollte die Wehrmacht das Bergwerk, das bis zu diesem Tag kein einziges Gramm Molybdän ausgespuckt hatte, nicht aufgeben.

Stattdessen setzten die Deutschen auf eine neue Strategie. Tatsächlich hatten sie zwar kein Molybdän gefunden, aber das Gestein enthielt Molybdänsulfit, aus dem der kostbare Rohstoff ebenfalls gewonnen werden kann. Nun sollte das Gestein mit der Seilbahn ins Tal gebracht und dort in einer Aufbereitungsanlage zu Molybdän verarbeitet werden. Dieser Plan war freilich nicht weniger irrwitzig: Um auf diese Weise ein Kilo Molybdän zu erzeugen, waren 160 Tonnen Gestein notwendig. Und dass die Vorkommen an der Alpeiner Scharte auch nur in irgendeiner Form kriegsentscheidend sein würden, konnten damals wohl selbst die größten Rechenkünstler nicht mehr glauben: 1944 betrug der Molybdänverbrauch des Deutschen Reiches nämlich bereits 74 Tonnen. Pro Monat.

ALS WIR VON UNSERER EXKURSION zur Geraer Hütte zurückkommen, beginnt es bereits wieder zu schneien. In dem Schutzhaus, das in den Vierzigerjahren als Basislager für das Bergwerk diente, ist 2011 ein Team von Industriearchäologen der TU Wien untergebracht. Gemeinsam mit dem TU-Professor Gerhard Stadler versuchen sie, die Geschichte dieses aberwitzigen Bergwerks zu rekonstruieren. Stadler, um die 50, groß, schlank und ruhig, hat dafür auch unzählige Korrespondenzen gesichtet und Archive in Österreich und Deutschland durchforstet. „Klar ist das Projekt aus heutiger Sicht irrational", sagt er. „Allein die Seilbahn, die hier stand, besaß eine bis dahin ungeahnte Dimension." Aber wenn man ihm bei seinen Erzählungen zuhört, merkt man, dass sich der Industriearchäologe trotz des ganzen Irrsinns einer gewissen Faszination nicht entziehen kann, einer Faszination dafür, wie sich Techniker selbst bei widrigsten Umständen gegen die Natur stemmen – auch wenn das mit dem Leben von Zwangsarbeitern bezahlt wurde. Wobei, sagt Stadler, das klassische Bild von Zwangsarbeitern hier gar nicht so zutreffen würde. Der Forscher hat bei seiner Arbeit keine Hinweise auf Gewalttaten gefunden. Es gab keine SS-Wachmannschaften, keine Schäferhunde und auch keine Maschendrahtzäune.

Trotz aller Widrigkeiten haben die Nazis ihr Bergwerk bis zum Kriegsende weiterbetrieben. Der letzte Tag, an dem im Alpeiner Stollen gearbeitet wurde, war der 3. Mai 1945 – der Tag, als die alliierten Truppen Innsbruck erreichten.

Fünf Millionen Reichsmark hat das Bergwerksunternehmen auf der Alpeiner Scharte gekostet. Vier Jahre irrwitzigstes Bemühen, unzählige Stunden Arbeit und 22 Tote.

Für kein einziges Gramm Molybdän.

YANNICK GOTTHARDT, 24, war für diese Geschichte nicht zum ersten Mal in hochalpinen Regionen. Unser Redaktions-Deutscher verbringt jede freie Minute mit Bergsteigen. Was man vom Fotografen Daniel Gebhart de Koekkoek, einem gebürtigen Tiroler, übrigens nicht behaupten kann.

ADVERTORIAL

STEIRISCHER JUNGBRUNNEN

Kürbiskernöl ist mehr als einfach köstlich ...

Für die Steirer gehört es zu den Grundnahrungsmitteln. Und wer schon einmal in eine echt steirische Buschenschank eingekehrt ist, weiß: Kürbiskernöl passt zu allem. Zur Eierspeis', zum Räucherfisch, zum Vanilleeis und natürlich – in den Salat. Kurz: Steirisches Kürbiskernöl ist wie das Salz in der Suppe, nur richtig gesund.
Es ist voll mit ungesättigten Fettsäuren und Antioxidantien, die gegen freie Radikale im Körper und damit für unsere Gesundheit kämpfen. Außerdem strotzt das Steirische Kürbiskernöl regelrecht vor Vitamin E: Es enthält viermal mehr des zellschützenden Vitamins als Olivenöl und ist damit ein natürlicher Jungbrunnen.
Gute Qualität des Kürbiskernöls kann man nicht nur fühlen und sehen, sondern auch riechen und schmecken. Es duftet nach Brotrinde, ist fein nussig im Geschmack und glänzt rot-grün. Und sollte es das nach dem Essen nicht nur auf dem Teller, sondern auch auf dem weißen Hemd tun: Das Kleidungsstück einfach in die Sonne legen – die erledigt das. Versprochen!